Die Klettgauer- oder Hallauertracht des Kantons Schaffhausen : Ihr Ursprung und ihre Entwicklung zur Volkstracht, ihr Niedergang und Weiterbestehen als hallauische resp. kellgauische Festtracht

Autor(en): **Heierli, Julie**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-111733

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Klettgauer- oder Hallauertracht des Kantons Schaffhausen.

Ihr Ursprung und ihre Entwicklung zur Volkstracht, ihr Niedergang und Weiterbestehen als hallauische resp. klettgauische Festtracht.[1])

Von Frau J. Heierli, Zürich.

Die Kleiderform, die wir als Klettgauer- oder Hallauer-Männertracht bezeichnen, lässt sich im 16. Jahrhundert oft nachweisen. Als Beispiel verweisen wir auf einen Scheibenriss von 1561, auf welchem der Müller Weckerli von Grafenhusen, Kanton Luzern,[2]) in einem Rocke mit bauschigen Oberärmeln und einem jüppenartigen Ansatz abgebildet ist. Die gefältelten Hosen waren 1561 sehr kurz, sie reichten nicht bis auf die Knie hinab, wie bei den Klettgauern um 1790. Damals trugen alle Männer, Städter wie Bauern, überall Kleider solcher Art.

Während die französische Mode seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts in den Städten mit allen spanischen Kleidungsüberresten aufräumte, verhielt sich die bäuerische Bevölkerung nicht nur total ablehnend, sondern hing mit Zähigkeit an der alten Mode fest. Dieses Festhalten am Alten und das sehr allmählige Hinzufügen von Neuem, führte in der Schweiz am Ende des 17. Jahrhunderts zur Bildung der sich von der Allerweltsmode unterscheidenden bäuerischen Volkstrachten.

Auch im Klettgau blieben die Bewohner dem Altgewohnten treu. Als dann im Anfang des 19. Jahrhunderts diese Kleidung allein noch im Klettgau getragen wurde,

---

[1]) Meinen Gatten auf archäologischen Wanderungen begleitend, sammelte ich vor zirka 20 Jahren die ersten Kenntnisse über die Klettgauertracht. Manche Notizen verdanke ich dem 1903 verstorbenen Gründer der Antiquarischen Sammlung Hallau, dem eifrigen Sammler und Kenner alter Sitten und Gebräuche, gewesenem Lehrer und Archivar J. G. Pfund, ebenso dem verstorbenen Dr. med. Otto Rahm von Neuhausen. Ihnen und vielen Privaten danke ich für freundliches Entgegenkommen bei meinen Forschungen. Ferner bin ich der Antiquarischen Sammlung Hallau, dem Historischen Museum Bern, dem Schweizerischen Landesmuseum zu Dank verpflichtet; ihre Bereitwilligkeit, mir Porträte und Originalstücke zur Verfügung zu stellen, machten es möglich, eine so genaue Darstellung dieser Volkstracht geben zu können. — [2]) Sammlung Wyß, Landesmuseum.

war sie die kennzeichnende Klettgauertracht. Der Luzerner Maler Joseph Reinhard[1]) hat im Klettgau in den Jahren 1780 bis 1790 eine Anzahl Porträte[2]) gemalt; darunter 14 Männer aus dem Klettgau. Sie sind in sog. „Plump- oder Pluderhosen" abgebildet. Zwei von ihnen tragen Röcke, wie wir sie auf dem Glasgemälde von 1540 sehen. Diese sog. „Kilchejüppen" waren zur Zeit Reinhards nur noch als „Kirchen- oder Staatskleider" gebräuchlich. Sie sollen von den hablichen Bauern in dem Dorfe Schleitheim bis 1820 allsonntäglich, bis gegen 1840 zu den Gemeindeversammlungen angezogen worden sein. Die Vorderteile und der Rücken der Röcke waren glatt anliegend, aus dem Armloch quoll eine Masse Stoff, der beim Ellbogen in einen, den Vorderarm glatt umspannenden Ärmel gefasst war. Vom Gürtel abwärts hing ein rockartiger Ansatz bis zu den Knien. Er war fein gefältelt, wie die Frauenröcke. Wir finden in den Inventarien des 16. und 17. Jahrhunderts die Bezeichnung „Jüppe" sowohl bei den Männer- als bei den „Wyberkleidern". Zur Kirchentracht der Hallauer gehörte auch die aus dem 17. Jahrhundert stammende, breite, steife Halskrause, das „Krös", ebenso der Degen (Tafel 5).

Hosen, wie Röcke, waren aus schwarzer gefältelter Leinwand verfertigt, ihre Form und Machart datieren von 1560. Die Höhe der Hosen betrug durchschnittlich nur 40 cm. Sie reichten knapp auf die Hüfte und bis über die Knie hinunter. Zur Weite waren 4 m Stoff notwendig. In enge Falten gelegt, wurde derselbe in das „Brisli" (Gürtel) gefasst und dieses vorn mit einem Doppelknopf (einer Fadenspuhle ähnlich), aus Holz oder Messing, zusammengehalten (Tafel 3).

Zum Kirchenkleid gehörten ferner weisse Strümpfe, die mit Strumpfbändern unterhalb dem Knie gebunden wurden. Aus dem 17. Jahrhundert datierte die Gewohnheit, die Bänder auf die Waden herunterhängen zu lassen (Tafel 1, 2, 5).

Der Sonntagsrock des Klettgauers war das „Camisol", der „Kittel" mit „Öhrlinger", d. h. Nördlingerbarchent gefüttert (Wollenstoffe, die aus dem Badischen einwanderten). Auch das „Camisol" bestand vorherrschend aus schwarzer Leinwand. Am „Kittel" des Richters J. Baumann (Tafel 1) bemerken wir Rudimente der im 17. Jahrhundert allgemein üblichen Achselwülste. Im Winter bevorzugten die Männer

[1]) s. Archiv 5, 269 ff. — [2]) Historisches Museum Bern.

lange „Fäckte"-Röcke aus grauem „Ribeli"-Stoff, d. h. rauhem Wollentuch (farb. Tafel 4). Auf dem Hemd, das um 1780 keinen Kragen hatte, lag das rote Wollenhemd, „Wullhemp", oder die Scharlachweste, „Gilet". Letztere musste ebenfalls wie das „Wullhemp" von langer Form sein, um in die tiefsitzenden Hosen hineinzureichen. Immer war die Farbe der Weste rot, und sie schloss vorn in der Mitte mit einer Reihe Kugelknöpfen, von Silber oder „Mösch" (Messing). Der Klettgauer trug die Hosenträger über der Weste, sie bestanden aus Leder, Samt oder Tuch. Das Querstück auf der Brust war mit Messingstiften, Strohbändchen oder Zierstichen von Seide oder Wolle verziert, welche den Namen des Eigentümers, eine Jahrzahl oder Ornamente bildeten. J. J. Ochsner (Tafel 2) trägt offenbar das in Inventarien und sonst vielgenannte Wollhemd, denn es sind keine Knöpfe wie an den Westen bemerkbar; darüber folgen die Hosenträger, dann das „Camisol", der schwarz leinene Kittel mit kurzen Schössen, der seitwärts mit Nesteln zusammengebunden war, und darüber trägt er noch die „Kilchejüppe".

Zum Rebwerk und anderer Feldarbeit trug der Bauer weder Weste noch Kittel (Tafel 3); in Scheune, Stall und Haus band er das „Fürfäl" oder typisch hallauerisch „Wamfääl" um, eine weisse Leinenschürze (Tafel 4), die, wie der Name sagt, früher wohl aus Fell bestand. Das Tragen von Männerschürzen war im Klettgau häufig im Gebrauch. Ein Sprichwort sagt: „Obed gäl, git e nass Wamfääl" (Abendgelb bedeutet Regen). Um den Hals trug der Bauer immer und überall eine lange schwarze Halsbinde, deren Enden über den Rücken hinunterhingen.

Die Haare wurden oben in der Mitte gescheitelt; man liess sie bis auf die Schultern herabwachsen. Als Kopfbedeckung war die randlose Lederkappe (Tafel 1) üblich, sowie der drei Röhren-Filzhut, scherzweise „Nebelspalter" (Tafel 5) genannt. Weder Haartracht noch Kopfbedeckung waren klettgauische Eigenart, sondern zeitlich die allgemeine Mode.

Der Zeitraum, in welchem die von Reinhard dargestellte Männerkleidung den Anspruch als klettgauische Volkstracht erheben darf, dauerte etwa von 1780—1840.

Die vielen politischen Wirren und Aufregungen im Kanton Schaffhausen, die bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts dauerten, hatten vielleicht deshalb rasch mit der

alten Männervolkstracht aufgeräumt, weil die Männer mehr, als in den ruhigen Zeiten, mit anderen zusammenkamen. Der Staatsmann Joh. Georg Grieshaber, Bäcker von Hallau, geb. 1780, gest. 1837, Hauptteilnehmer an den Revolutionen 1819—1833, war schon in den 20er Jahren städtisch gekleidet (Tafel 7). Wir kommen später darauf zurück.

1840 schreibt der Geschichtsforscher Ed. Im-Thurn:[1]) „Der Reiat und das Klettgau haben zwei verschiedene Kleidertrachten. Auf dem Reiat trugen die Männer früher einen dreiekigen Hut von unverhältnismässiger Breite (Nebelspalter), einen langen grauschwarzen Zwillichrok, schwarzlederne enganschliessende Beinkleider, welche nur bis an's Knie reichten, und weisse Strümpfe. . . . Die früherhin so berühmte Hallauer und Klettgauer Tracht bestand bei den Männern in ausserordentlich weiten, aber enggefalteten schwarzen Hosen, Plumphosen genannt, von Zwillich, einer kurzen, engen Jake ohne Kragen von nämlicher Farbe und Stoff, einer schwarzen Halsbinde, deren lange Zipfel über den Rüken herunterhingen, einer schwarzen, runden Lederkappe und darüber einem dreiekigen Hut, ähnlich dem der französischen Geistlichen. Über das blosse Hemde, oft auch über eine rothe Weste, war ein schwarzlederner oder sammetner, in seltenen Fällen auch ein grüner Hosentrager gezogen, auf dem der Name des Eigenthümers mit farbiger Seide gestikt war. Die Strümpfe bestanden aus Leinwand. Eine weisse Schürze, welche von den Hüften bis auf den halben Schenkel herunterhing, wurde diesem Aufzug noch häufig beigesellt. Gegenwärtig tragen sie nur noch wenige alte Männer in Ober- und Unter-Hallau, Trasadingen und hauptsächlich in Wilchingen auf erwähnte Weise."

Aus der kurzen Beschreibung Im-Thurn's ersehen wir, wie wenig Verständnis und Aufmerksamkeit man der Trachtenkunde schenkte. Es hat im Kanton Schaffhausen nicht zweierlei Trachten gegeben. Die Klettgauer waren blos im Rückstand mit der Mode gegenüber den Bauern im Reiat, und weil auch jene wieder nicht Schritt hielten mit den städtischen Moden, so wurde ihre Kleidung als eine ihnen speziell zukommende Tracht bezeichnet. Irgend etwas Typisches ist dort nicht nachzuweisen.

[1]) Ed. Im-Thurn: Der Kanton Schaffhausen (Gemälde der Schweiz 12. Heft St. Gallen 1840, S. 47 f.

Die antiquarische Sammlung Hallau besitzt ein Bild des Statthalters Alex. Bringolf aus Hallau, 85 Jahre alt, aus dem Jahre 1850. Er ist in Pluderhosen und der roten Weste abgebildet. Es ist interessant, dass in dem fortschrittlichsten Dorfe des Klettgaues, Hallau, ein Statthalter mit zähem Stolze an seiner alten Tracht festgehalten hat, als längst alle anderen in städtischer Tracht einhergingen: Entweder in langen Hosen, wie das Bild des Staatsmannes Grieshaber zeigt (Tafel 7), oder in engen Kniehosen, beliebig farbiger Weste mit Stehkragen, und Tuchrock mit breitem Umlegkragen. Dass der Fortschritt aber doch bei denjenigen Eingang gefunden, die sonst noch zäh am Alten hingen beweist dieses Bild; hatte doch der Statthalter zu seinem alten „Ghäss" (Kleid, Anzug) ein modernes Hemd an. Er hatte nämlich einen Stehkragen, und eine Kravatte, deren Enden nicht mehr über den Rücken hinunterhingen, sondern vorn geknöpft waren. Oftmals wurden diese mit einer herzförmigen Silberschnalle gehalten (Tafel 8).

Anno 1854 soll in Wilchingen der letzte Mann gestorben sein, der bis zum Tode die „Tracht" getragen hat. Ja der „Eichelemartin" in Schleitheim sei bis 1870 im „Fürfäl", engen Kniehosen und der Zipfelmütze gesehen worden.

Anton Pletscher[1]) erwähnt die Zipfelmütze als Originalität der Schleitheimer. Dem muss ich aber widersprechen. Die Zipfelmütze kennzeichnet in jener Zeit nur den Bauern, nicht aber den Klettgauer; denn sie war in der Schweiz an manchen Orten in Gebrauch.

Auch die Trachten der Frauen waren nicht von jeher typische Klettgauerinnen-Trachten gewesen. Auch sie haben sich allmählig aus Formen früherer Zeiten entwickelt. Wenn auch nicht immer, so kann doch öfters der Ursprung und die Veränderung jedes einzelnen Stückes ihrer Kleidung bei den Städterinnen nachgewiesen werden, freilich ist die Mühe gross. Literarische Aufzeichnungen fehlen fast ganz. Alte Tagebücher und Inventarien, sowie andere Akten bieten selten mehr als einige Benennungen und Farbenangaben; jüngere Beschreibungen sind, wie wir bereits gesehen haben, durchaus ungenügend. Die Aussagen von alten Leuten sind vielfach nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Ich könnte manches Beispiel erzählen, wie sie von ihren Eltern und Grosseltern Erzähltes als Selbsterlebtes und Selbstgesehenes weitergeben.

[1]) Randengestalten (1905).

Porträte geben uns gute Aufschlüsse; doch, wie oft sind sie nicht datiert, wenn wir mit grosser Mühe eines aufgefunden haben!

Wie rasch manchmal etwas Uraltes der Vergessenheit anheimfällt, habe ich gerade im Klettgau erfahren. Wenn ich nicht schon vor 20 Jahren Notizen über die Trachten gesammelt hätte, könnte ich Einiges heute nicht mehr verständlich deuten.

In Schleitheim befindet sich das Porträt der Frau Katharina Wanner geb. Stamm, gemalt 1744 (Tafel 9). Sie war die Frau des Erbauers des stattlichen Hauses, in dem noch heute ihr Bild hängt. Frau Wanner trägt eine weisse Haube, die zu beiden Seiten fächerartig vorspringt und über die Stirne einen schmalen Streifen bis auf die Nasenwurzel herabsendet. Am Hinterkopfe hat die Haube einen krönchenartigen Aufsatz, um den Hals liegt ein weisses Leinengöller, eine vorn offene Jacke lässt das Brusttuch, das geschnürt ist, frei. Die engen, langen Ärmel sind mit breiten Umschlägen versehen, aus denen weisse Spitzchen gegen die Hand herausschauen. (Leider ist Mehreres beim Photographieren undeutlich geworden.) Frau Wanner ist städtisch gekleidet. Obgleich auch der Gemahl der Frau Wanner in städtischer Kleidung gemalt worden ist, so beweist doch die zu jener Zeit veraltete Mode des Ehepaares, dass es dem Bauernstande angehörte.

Woher kam die Schnabelhaube der Frau? In keinem andern Teile der Schweiz sind uns derartige bekannt. Der Kunstverein Schaffhausen besitzt ein Porträt ihres Landmannes, des Malers Schnetzler, mit seiner Gemahlin.[1]) Der entblösste Busen der sehr elegant gekleideten Dame ist mit prächtigem Pelzwerk umrahmt. Diese Städterin trägt ebenfalls eine Schnabelhaube, wie Frau Wanner. Zur Erhöhung der Eleganz, und weil sie eine ältere Dame war, setzte sie noch eine schwarze Samtkappe auf, welche die weisse Schnabelhaube am Hinterkopfe bedeckte. Das Bild ist nicht datiert, es soll aber aus der Zeit 1740—1760 stammen.

Mehrere andere Porträte von Schaffhauser-Damen (in Privatbesitz, eines datiert 1763) zeigen die weisse Haube auch allein, ohne die schwarze und ohne den krönchenartigen Aufsatz. Solche Schnabelhauben waren schon lange allgemeine Mode, aber durch den ganz besonders langen Schnabel und die eigenartig, fächerförmig vorspringenden Backenteile war

[1]) Festschrift der Stadt Schaffhausen 1901, IV. J. p. 26.

diese Form für die Schaffhauserinnen typisch geworden. Sie waren in der Stadt zirka zwischen 1720 und 1770 gebräuchlich. (Leider kann ich heute kein Bild einer solchen Städterin beifügen). Diese Schnabelhaube, in Verbindung mit dem Aufsatz, der sicher aus dem deutschen Hegau dazugekommen, ist im Klettgau bis etwa 1820 nachzuweisen.

In einem Inventar[1]) des Conrad Wildberger und der Anna Weissin, Neuhausen 1747, sind neben vier Hauben auch vier „Stauchen" aufgezählt. Damit wurden die schleierartigen Hauben des XV. und XVI. Jahrhunderts bezeichnet.

In der Reinhard'schen Bildersammlung von 1790 finden wir das Ehepaar Jakob Auer und Elisabeth Auer aus Oberhallau, 1793 gemalt. Sofort fällt uns die Haube auf. Es ist dieselbe, wie auf dem Porträt der Frau Wanner in Schleitheim von 1744. Derselbe lange Schnabel, die vorspringenden Seitenteile, von Klöppelspitzen umrahmt, auf welchen die schwarzen Kinnbänder vermittelst Silberfiligranrosetten festgesteckt sind. Der krönchenartige, nach hinten herausstehende Ansatz, von einem, mit einer hängenden Schleife endenden Band umwunden (Tafel 5). Auch dem weissen Göller, nach unten mit einer schmalen Spitze verziert, begegnen wir hier wieder. Es ist seit 1744 etwas schmäler geworden.

Das Kirchenbuch, wie der aus mehrfachen Silberketten gebildete Gürtel, deuten auf Sonntags- resp. Kirchen-„staat". Um dem Maler sein Bild freundlicher zu gestalten, hatte Frau Auer die schwarze, kurze, offene Jacke ausgezogen, denn ohne dieselbe wäre keine Frau zur Kirche gegangen. Die Schürze der hier abgebildeten Sonntagstracht bestand aus längsgestreifter Leinwand von verschiedenen bunten Farben; darunter sieht man die fein gefältelte Jüppe. Über dem Brusttuch spannt sich der bunte Nestel, der an acht Paar Hacken oder Haften des Mieders befestigt war. Längs den blattähnlichen Haften ist das Mieder mit Sammtstreifen besetzt. Um den Hals schlingt sich das dicke Halstuch, das alle Männer und Frauen auf dem Lande zu jener Zeit trugen.

Im Kunsthaus in Zürich liegt eine deutlich ausgeführte Skizze des Zürcher Malers Ludwig Vogel von 1819, mit der Überschrift: Frau Ratsherrin Grieshaber von Unterhallau. Offenbar hatte der Umfang der Frau den sonst beträchtlichen

[1]) durch freundliche Vermittlung von Herrn Oberlehrer Wildberger, Neunkirch.

Masstab, den Vogel seinen Figuren gab, noch überschritten; denn er setzte die Bemerkung hinzu: „Ägyptische Pyramide". Schade, dass ihm die Farbe des Kleides (grün) und des Brusttuches (rot) selbstverständlich erschien, er notierte bloss „rote Strümpfe". Wir verdanken der Skizze die genaue Vorder- und Rückansicht der originellen, typischen Klettgauer-Schnabelhaube. Aus den Silberfiligranrosen über den Ohren hängen an kurzen Kettchen „Rollen" herab, als Volkstrachten-Schmuck nur im Klettgau bekannt. Ebenso ist die Skizze von Vogel die einzige Abbildung, welche zeigt, wie die Göllerketten mittelst Rosetten hinten am Göller eingehängt waren. Zwei weitere Rosetten, verbunden mit den unter den Armen durchlaufenden Ketten, sassen an den vordern Ecken des Göllers; die Fortsetzung der Ketten wird mit je einer Rosette auf jeder Seite auf dem Brusttuche befestigt, nochmals fortgesetzt wird die Kette wieder mit je einer kleinern Rosette, etwas weiter unten am Brusttuch eingehängt, und die freihängenden Enden sind mit einer „Rolle" (silbernen Zottel) versehen. Vogel zeigt auf seinem Bilde allerdings eine Ausnahme, indem er die Ketten sich kreuzen lässt. Ein gleichzeitiges Porträt (Tafel 10) weist die gebräuchliche Art, wie sie heute noch getragen wird, vor. Ob im Klettgau die Göllerketten erst mit dem 19. Jahrhundert aufgekommen sind? Fast scheint es der Fall zu sein. Sonst hätte der gewissenhafte Trachtenmaler Reinhard nicht seine sämtlichen acht Klettgauerfrauen ohne Göllerketten gelassen. Zur Arbeit wurden die Göller mit Bändel unter den Armen durchgehalten. Ärmere benutzten statt Silber-„Chräleli"-ketten (Glasperlen), bunte oder weisse, zur Trauer schwarze. Das Bild ist ferner wertvoll der getreuen Wiedergabe des Silbergürtels wegen. Von der Überladung, ja dem Unfug, den die Städterinnen im 17. Jahrhundert mit Schmuck getrieben, hatte sich bei den Bauern manches erhalten. Zeugen davon geben diese Gürtel, wie auch die feinen silberbeschlagenen Kirchenbücher, die doch gewiss nicht so recht zu den Leinwandröcken und Schürzen der Bäuerinnen passten. Die Gürtel setzten sich aus Ketten und Rosen zusammen. Unser Bild (Tafel 11) zeigt, wie silberne und vergoldete Blättchen von feinster Filigranarbeit, zu schönen Rosen gefügt wurden, welche auf vergoldete Bleche aufgesetzt und durch Scharniere oder Ringe miteinander verbunden waren.[1]) Die „Rosen", 3—5 an Zahl, kamen

[1]) Aus Privatbesitz gütigst überlassen.

an den Rücken zu liegen; nach vorn liefen mehrere Silberketten, welche je an einem Ring endeten (selten mit einem Schloss, wie auf Tafel 12) und wahrscheinlich mit Bändern gebunden wurden. Nicht nur der Gürtel an und für sich war typisch für den Klettgau, sondern auch die Art, wie die „Rosen" statt vorn, an den Rücken zu liegen kamen, war nur in jenem Landesteile zu beobachten. Alle Gürtel (Tafel 11) zeugen für kunstvolle Goldschmiedearbeiten. Es wäre zu wünschen, dass ein Fachmann dem Schmucke der schweizerischen Volkstrachten seine Aufmerksamkeit leihen würde, leistet er doch vielfach den Beweis feinen Kunstsinnes und grosser Geschicklichkeit schweizerischen Kunstgewerbes.

Wir haben bei den Männertrachten von einem J. Ochsner in der „Chilchejüppe" gehört. Reinhard hat ihm sein altes Fraueli beigesellt und dazu bemerkt „Winter- und Festtracht" (Tafel 2). Diese Bemerkung bestätigt die Richtigkeit dessen, was wir über dieses Männerkleid aussagten. „Chilchejüppe" und „Chrös" waren um 1790 nur noch Staatskleid. Das Fraueli sehen wir ebenfalls in Festtracht, d. h. im Kirchenkleid, vor uns. So wie sie dasteht, hätte sie 100—150 Jahre zurück, ohne Aufsehen zu erregen, in irgend einer Stadt der Schweiz einhergehen können, denn alle Frauen trugen um 1650 solche enormen Pelzmützen, solche offenen Jacken, im Winter ebensolche Handschuhe. Das weisse Göller wäre 1650 breiter gewesen, auch hätte sie gleich dem Manne eine Halskrause umgehabt. Einzig die Kürze der gefältelten Jüppe hätte sie zu jener Zeit als Bäuerin gekennzeichnet. Um 1790 trug die Bäuerin Frau Ochsner, weil sie als altes Mütterlein nicht mehr vom Alten liess, die längst erloschene städtische Mode aus der Mitte des vorangegangenen Jahrhunderts. Sie beweist, dass sie an der verehrten und vererbten Gewohnheit ihrer Mutter und Grossmutter lebenslang festgehalten hatte.

Fast gleichzeitig mit der weissen Schnabelhaube war im Klettgau eine schwarze, sog. „Spitzhube" getragen worden. Die Schnabelhaube, wie die Spitzhaube waren aus dem Badischen herüber genommen. Letztere werden heute noch dort getragen. Bei welcher Gelegenheit die eine oder andere auf gesetzt wurde, kann ich nicht mehr sagen. Die Schnabelhaube verlor im Anfang des 19. Jahrhunderts den krönchenartigen Aufsatz und wurde dann nur noch als Unterhaube[1]) zur Spitzen-

[1]) Diese spätere Schnabelhaube findet sich heute noch im Wallis vor, nur dass dort der Schnabel kürzer und die Klöppelspitzen gröber sind.

haube getragen; siehe das Porträt der Anna Regli (Tafel 10), gemalt 1816.[1]) Ein gleiches befindet sich in Privatbesitz: s'Kübler-lisi, „Elisabeth Neukomm von Neuhausen". Nach und nach verschwand sie vollständig. Die „Spitzhube" soll für kirchliche Anlässe: Taufen, Abendmahl, Kirchgang, bis 1830 auch den Mädchen zur Konfirmation gedient haben (Tafel 4 und Schnittmuster).

Herr Dr. Rahm schrieb mir im Jahre 1897: „Was das Wort „Stuche" anbelangt, so war darunter nicht das Filzkäppeli „Biremäsli" genannt, verstanden, sondern die weisse Spitzenhaube, der allgemein der Name „Stuche oder Stuchehube" gegeben wurde. Noch jetzt reden die alten Hallauerfrauen von ihren „Stuchehube".

Der Silbergürtel mit reicher Filigranarbeit, das Prunkstück, auf das sich eine Klettgauerin nicht wenig einbildete, wurde bei Hochzeiten und Taufen nicht nur von der Braut und der „Gotte", sondern von den eingeladenen reichern Frauen zugleich mit der Spitzenhaube mit den silbernen „Rollen" und dem „Silbergeröll" des Brusttuches getragen. An die Hochzeitssträusschen aus künstlichen Blumen wurden lange, farbige Seidenbänder befestigt." Im Jahre 1897 bei der Einweihung des Schweizer. Landesmuseums hatte uns Dr. Rahm ein „Biremäsli", das aus feinem Pelz bestand, zugesandt. Nur in unserer Photographie ist dasselbe erhalten geblieben (Tafel 6). Spätere Nachforschungen nach dem seither verschollenen Käppli haben gezeigt, dass nicht nur kein Exemplar[1]) mehr vorhanden ist, sondern dass auch der Name heute völlig der Vergessenheit anheim gefallen. Damals hörten wir ihn von mehreren Seiten; er rührt von der Form her, die aussieht, wie ein umgekehrtes, früheres, hölzernes Mass, dass beim Verkauf von Obst gebraucht wurde.

Joh. Jakob Freyenmuth von Wigoldingen, der anno 1797 aus dem Munde einer alten Frau Aufzeichnungen gemacht, notierte: „1730 — Stauchen und Hütlein oder sog. Birremessli."

Auf Tafel 1 trägt Barbara Surbeck das „Biremäsli". Die Bemerkung (in Trauer) lässt uns den Zweck dieser Kopfbedeckung vermuten. Wir stossen bei anderen schweiz. Volkstrachten auf ähnliche Gebilde und darauf bezügliche Namen: „Hütli" und „Tätschli".

[1]) Antiquarische Sammlung Hallau. — [2]) Im germanischen Museum in Nürnberg habe ich ein Klettgauer Biremäsli gesehen.

Den Ursprung können wir bis ins 16. Jahrhundert verfolgen.[1])

Die schwarzleinene Jacke („Schope oder Schlutte"), die stets zum Kirchenbesuch angezogen wurde, war ausser diesem nur etwa bei Regen- oder Winterwetter im Gebrauch. Sie hatte nur 12 cm breite Vorderteile, welche Brusttuch und Nestlung völlig unbedeckt liessen. Der dicke „Flor", der im Nacken übereinander geschlungen, über die Achseln nach vorn genommen und ins Armloch gesteckt wurde, verdeckte das Göller fast ganz. Er war in der Schweiz an vielen Volkstrachten bis ins 20. Jahrhundert hinein üblich.

Die Tochter, auf unserem Familienbilde (farbige Tafel 4), hat ihre Haare in zwei Zöpfe geflochten und mit „gälätzen Binden" durchzogen. Zu freier Hantierung hat sie die Hemdärmel zurück gestülpt. Die „Jüppe" ist blaugrün. Im Saum bemerkt man (siehe auch die anderen Reinhard-Bilder) rote und blaue Zwischenstücke. Alle Röcke jener Zeit waren sog. „Plegijüppen." „Jüppen" heissen diejenigen Kleidungsstücke, bei denen der Rock mit dem Mieder zusammen ein Stück bilden. „Plegi" heisst der handbreite Streifen, der als Schutz des Rockes unten angesetzt war. Die beidseitigen Enden des groben Tuches waren zu beiden Seiten einige Centimeter breit, von rotem und blauem Zettel gewoben. Diese „Endi" liess man beim Zusammensetzen der Tuchstreifen stehen, und so bildeten sich vier farbige Zwischenstücke in der „Plegi", eine Eigentümlichkeit, die nur an Klettgauer-Jüppen vorkam. Auch bei anderen Trachten wurden oftmals bunte „Endi" da und dort als Garnitur belassen, aber nirgends in der „Plegi". Die „Plegijüppen" waren aus vier Bahnen zusammengesetzt, je drei zu 120 cm und zwei von 30 cm Breite. Wie ich an noch vorhandenen Originalien feststellen konnte, variierte die Höhe zwischen 80 und 90 cm. Weil es nicht möglich war, 4 m 20 cm steife Leinwand, in kleine Fältchen gereiht, auf die geringere Weite, von ca. 75 cm des Mieders zusammenzuschieben, so wurde an die dicke Leinwand feinerer Stoff angesetzt, ca. 6 cm breit, um Rock und Mieder miteinander verbinden zu können. Welcher Art eine „Plegi-Jüppe" war, dürfte heute im Klettgau schwerlich jemand richtig erklären können. Der

[1]) Wir verweisen z. B. auf die Porträte: Frau Dorotea Wasserhun verehlichte Ryf, gemalt 1625, im Kunstmuseum Basel. Sara Kullin p. Dünz 1655. Hist. Museum Bern. Kupferstich nach C. Meyer 1645. Kunsthaus Zürich.

Name übertrug sich später auch auf die schwarzen Jüppen, die keine farbigen Endi mehr hatten. Später vermengten sich die Namen: „Plegijüppe, Ribelijüppe und Wiflingjüppe". „Wifling" bezog sich auf den Stoff; dieser war halb Leinwand, halb Wolle. „Ribeli-" deutet auf rauh, gefältelt, uneben. Der erste Verwalter, der 1840 ins Armenhaus in Hallau[1]) einzog, notierte in seinem Inventar: drei grüne Wifeljüppen, eine schwarze, eine wollene, zwei baumwollene, daneben: Brüchli (Göller), Brusttüchli, ein paranate Schoppe, zwei paar Schlutten. (Wie wir heute die Hosen als Paare bezeichnen, so geschah das früher mit den Jacken oder sog. Ermeln.)

Der sog. „Strich" (Mieder) war meistens mit feinerem „bildetem" Stoff überzogen (siehe die ausgebreitete Schnittansicht eines Mieders, wie es nach 1800 angefertigt wurde). Der hufeisenförmige Schnitt muss um jene Zeit aufgekommen sein, denn die Reinhard-Bilder zeigen noch keinen von anderen Trachten abweichenden Schnitt, während ein Bild von Ludwig Vogel, 1819, auch dasjenige der Anna Regli, 1816, alle nachfolgenden wie auch die noch vorhandenen Originalstücke[2]) die Form des beigelegten Schnittmusters aufweisen. Mit diesem hufeisenförmigen Schnitte dürften auch, nach den Bildern zu urteilen, statt des scharlachroten mit bunten Bändern und Goldspitzen garnierten Brusttuches das dunkle aufgekommen sein. Dieses wurde dann, statt mit breiten bunten Bändern, mit schmalen „Brisnestel" geschnürt. Der Übername des Brusttuches war „Chabisplätz", eine etwas drastische Bezeichnung, wie es das Volk liebt.

Als Gürtel trägt die Tochter, die an ihren hängenden Zöpfen als unverheiratet erkenntlich ist, eine vierfache Silberkette, am Rücken mit Silberfiligranrosetten besetzt. Dieses Bild leistet den Beweis, dass auch „Ledige" den Gürtel trugen. Den Jungen, der das Brot abschneidet, würden wir seiner langen Haare und seiner Schürze wegen für ein Mädchen ansehen, bemerkten wir nicht die Hosenträger auf der roten Weste.

Nach den Reinhard-Bildern zu urteilen wären die Strümpfe aller Klettgauer weiss, aller Klettgauerinnen rot gewesen. Das war wohl nicht die Regel; es gab wie anderwärts auch blaue und graue Strümpfe; auch solche, besonders für die Männer, die aus ungebleichter Leinwand zurecht geschnitten

[1]) Archiv Hallau. — [2]) Schweiz. Landesmuseum. Antiq. Samml. Hallau.

waren. Überall besetzte man in jener Zeit die Schuhe mit Schnallen oder Laschen, letztere oft von rotem Leder.

Magdalena Enderli (Tafel 12) wird uns von Reinhard als Braut vorgestellt. Die Geschwister Zacharias und Magdalena Baumann waren Hochzeitsgäste. Die Braut zeichnete sich durch nichts Besonderes aus, denn auch die Brautjungfern erschienen in neuen Kleidern und „Schappeln" an einer Hochzeit. Vermutlich befand sich unsere Brautjungfer Magd. Baumann in Trauer, weil sie auf dem Kopfe statt des Schappels das „Biremässli" trug, von dem wir gesprochen haben. Im übrigen sehen wir an ihr all die bunten Farben vertreten, auch das Sträusschen am Brusttuch, wie bei der Braut. Die halblangen Hemdärmel sind am Brisli mit Spitzenrüscheli und farbigen Zierstichen besetzt, Zierden, die sich nur die reicheren Leute erlaubten. Abgesehen davon, dass manchmal die Namen der Eigentümer als Schmuck angebracht wurden, z. B. auf den Hosenträgern, so zeichnete man alle seine Wäsche, sogar die Röcke. Man bemühte sich, wenn irgend möglich, den Buchstaben mehr oder weniger Verzierung beizufügen (siehe das Hemd des Zacharias, auch die Schürzen, links unten (Tafel 12, 13). Nicht nur Alltagsschürzen verfertigte man aus gestreifter Leinwand, sondern auch diejenigen für die Hochzeit. Die einen Mädchen fanden buntgestreifte am schönsten, andere bevorzugten weisse. Die Schürzen hatten die ungefähre Länge der Jüppen. Beide reichten knapp über die Knie. Vor 1800 waren auch viele Schürzen ebenso wie die Jüppen gekrazt, also fein gerippt, gefältelt. Eine Notiz in einem Inventar von 1725[1]) sagt: „ein gretleter Schurz" (von Gräte). Die Rippen wurden dem Brisli entlang mit farbigen Zierstichen übernäht. Ein buntes Band bildete das „Brisli", dessen lange Enden sich am Rücken kreuzten und vorn eine Schleife mit langen Schleifen ergaben.

Das vornehmste Ehrenzeichen einer Jungfrau war der „Schappel". Unbescholtene Mädchen durften denselben auch als „Taufgotten" (Patinnen) und als Gespielinnen an den Hochzeiten aufsetzen, zum letztenmal als Braut vor dem Traualtare. Die Hochzeitskronen oder „Schäppel" (Tafel 12 u. 20) der Klettgauerinnen waren die höchsten, die in der Schweiz getragen wurden. Ihr Durchmesser betrug 18 cm, ihre Höhe 28—30 cm. Das Kartongestell, aus dem sie gebildet, war mit Goldpapier

[1]) Archiv in Hallau.

überzogen; der unterste Rand war, auf der vordern Seite mit einer Goldborte, auf der hintern mit einer borstenartigen Wollenfranse von roter Farbe besetzt. Den obern Drittel der Krone bildeten Kränze aus rosenartigen Gebilden von Wachspapier, Goldschaum, Glassteinen, Silberdraht und bunten Perlen. Auf dem mittleren Teil der konischen Form waren des öftern die Umrisse einer weiblichen Figur abwechselnd mit denen eines Rades oder Schiffes gebildet. Dazwischen hingen an wagrecht herausstehenden Drahtenden lose befestigte Silberschaumperlen, die bei jeder Bewegung zitterten und flimmerten, auch Messingplättchen, in Form von Eicheln, Sonnen und andern glückverheissenden Symbolen.

Im Jahre 1897 erzählte mir der sehr alte Herr Pfarrer Kirchhofer in Neunkirch, dass er bis Anfangs der 40er Jahre noch manches Ehepaar im „Schappel" eingesegnet habe. „Es sei Mode gewesen, sich im Städtchen Neunkirch trauen zu lassen. Es sei so schön gewesen, wenn ein Hochzeitszug mit den vielen goldglänzenden „Schappeln" und langen, flatternden bunten Bändern und grünen Jüppen im glitzernden Sonnenschein von Neunkirch aus durch die grünen Wiesen hindurch sich nach einem der umliegenden Dörfer hinaus geschlängelt habe." Eine Frau Wanner in Schleitheim, geb. 1813, bemühte sich, mir begreiflich zu machen, dass sie sich mit ihren 84 Jahren noch des Nachrufes schäme, einst eine der schönsten Schleitheimerbräute gewesen zu sein. Sie war am 22. März 1836 im Schappel getraut worden. Wer nicht vermochte, eine eigene Brautkrone machen zu lassen, der entlehnte eine solche und gab dafür 1 Piesli (21 Rappen). Je beliebter und je reicher die Braut war, desto mehr Gespielen nahmen in Schappeln an der Hochzeit teil. In die Zöpfe brauchte man 8 Ellen (4,80 m) „gälätzi Binde", bunt geblümte Seidenbänder von 3—4 cm Breite; „gälläz" hiessen die Bänder, weil sie auf der Rückseite vorherrschend gelbe Farbe zeigten.

Bis ca. 1840 dauerte die Blütezeit der Klettgauertracht, dann begann das Verblassen.

Bis dahin allgemein: rote Männerwesten und scharlachene Wollhemden, bunte Hosenträger, Silberschnallen. Die Bräute in bunt schillernden Goldschappeln, silbernen Gürteln, roten Strümpfen, bunten Bändern, grünen und blauen leinenen Kleidern und buntgestreiften Leinenschürzen, weissen und bunten Göllern und roten, bunt und goldborten verzierten Brusttüchern,

Von ungefähr 1840 an kamen die angeführten Farben und Schmuckstücke in Wegfall und die schwarzen Hochzeitskleider, dunkelseidenen und wollenen Schürzen kamen auf, die Röcke wurden länger. Weisse Strümpfe, Schuhe mit niedrigen Absätzen ohne Laschen und Schnallen wurden getragen.

In Schleitheim habe Hans Jakob Büchi an seiner Hochzeit (1842) keine altmodischen Schappeln mehr leiden wollen. Die Braut habe gleich den Städterinnen einen weissen Kranz aufsetzen müssen. Auch die Hochzeitssträusse von mit Goldschaum überzogenem Rosmarin wurden nicht mehr benützt.

1911 berichtete mir in Schleitheim Elisabeth Stamm geb. Mäder, sie war 1819 geboren, von ihrem Schappel und ihrer schwarzen Ribelijüppe, die sie an ihrem Hochzeitstage im Jahre 1844 getragen hatte. Ihre Mutter aber habe rote Strümpfe und Plegijüppen gehabt. Sie erzählte mir auch eine Begebenheit aus ihrer Jugend, die ich wiedergebe um die damaligen Sitten zu zeichnen: s'Chüe Jakoblis Mensch habe in den 20er Jahren mit einem Strohkranz auf dem Kopfe vor den Altar treten müssen, weil es sein uneheliches Kind umgebracht hatte.

Auch Frau Margarete Bächtold, 1911 92 Jahre alt, erinnerte sich, wie sie 1842 im Schappel getraut worden war und ebenfalls eine schwarze Jüppe getragen hatte. In Hallau war es mir nicht geglückt noch eine „Schäppeliträgerin" zu finden, was mich vermuten lässt, dass dort der alte Brauch früher aufgehört hatte.

Der Handel brachte aus Lyon Sammet und Seide mit farbigen Tüpfelchen und Streublümchen auf den Markt. An den meisten schweizerischen Volkstrachten wurden eine Zeit lang die Mieder, Brusttücher, Göller und Kappen aus diesem Material angefertigt, so auch bei der Klettgauertracht.

Ein Porträt der Familie des durch die Aufstände im Kt. Schaffhausen rühmlichst bekannten Staatsmannes Joh. Georg Grieshaber-Becker, geb. 1780, gest. 1839 (Tafel 7), zeigt den Vater in städtischer Kleidung, Mutter und Tochter hingegen in bäurischer, teilweise neuer Tracht, die wir weder anmutig noch schön finden können. Wir versuchen das Bild zu datieren. Die städtische Kleidung des Mannes kann in allen Teilen ebensogut auf 1800 wie auf viel später hinweisen. Als Geburtsjahr der Tochter ist 1804

angegeben; sie sieht auf dem Porträt eher wie nur 12 jährig, als älter aus. Demnach könnte das Bild vor 1820 gemalt worden sein. Das würde beweisen, dass die sog. „Beginekappe" und der schwarze, bunt getüpfelte Sammet, sowie die geschlossene „Schlutte", in dem stets voranschreitenden Hallau schon 1820 Eingang gefunden hatten, während in Schleitheim und andern Dörfern noch 20—30 Jahre lang die alte bunte Tracht des 18. Jahrhunderts fortgedauert hatte.

Ich sagte vorhin in teilweise neuer Tracht. Frau Grieshaber und ihre Tochter zeigen auf dem Gemälde die neuaufgekommene Kopfbedeckung, die „Begine", die Mutter die neumodische, auf der Brust geschlossene Schlutte ohne jede Garnitur. Ein Sprichwort heisst: „Sammt a dr Schlutte und e kei Schmalz uf dr Suppe". Wir sehen feine, pantoffelartige, mit niedrigen Absätzen versehene Schuhe, wie sie die Empire-Zeit gebracht, und weisse Strümpfe. Die steife, bunt gestreifte Schürze war alte Mode, vom Rock ist nichts zu sehen, doch scheint die Tochter eine „Plegijüppe" zu tragen, wie der helle Flecken unten am Saum andeutet. Auch sie hat noch eine altmodische grosse, gestreifte, selbstgewobene Schürze umgebunden. Die Hemdärmel sind noch lang und ungestärkt, am Handbrisli mit einem Spitzenvolant garniert. Durch die Zöpfe der Tochter laufen farbige Bänder, also ebenfalls alte Mode.

Brusttuch und Göller der beiden Frauen waren aus modernem, getupftem Sammet angefertigt, wie auch der „Boden" der „Begine".

Die „Beginen" bestanden aus einem schwarzen Seidenband, das glatt über dem Scheitel lag und unter dem Kinn gebunden wurde. Daran setzte sich ein rundes Boden- oder Kopfstück an; dieses wurde nach und nach mehr nach oben zusammengeschoben, so dass zuletzt ein aufstehender „Süggel", (Lutscher, die man früher den Kleinen als Beruhigungsmittel in den Mund gesteckt hatte) geworden war, der von hinten die dachziegelartige Form ergab (Tafel 13, 14), wie sie Pletscher[1]) beschreibt. Dass aber „die Herstellung geschickte Hände erforderte", wie er glaubt, ist nicht der Fall. Wahrscheinlich meint Pletscher die spätern, aber städtischen Spitzenhauben, die man

[1]) Anton Pletscher, Randengestalten. 1905. — Ders., Sitten und Gebräuche und ländl. Leben im Dorfe Schleitheim. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees. 1908. H. 37.

irrtümlich vielerorts als typisch ansieht. Vergleicht man die „Begine“ der Frau Bringolf und Tochter (Tafel 7) mit derjenigen der Frau Wanner geb. Peyer, welche ca. 20—30 Jahre auseinander liegen (Tafel 13), so ist leicht ersichtlich, wie die „Begine“ zuerst einen runden Boden und erst später einen nach oben spitz zulaufenden ergibt. Zu den Sonntagskappen verwendete man für das Hinterstück dunkelbödige Seide, Halbseide oder Sammet, für den Alltag Baumwollzeug. Der Vorderteil und die Bindbänder waren stets von schwarzer Farbe. Mit dem Auftauchen der „Begine“ verlor sich der alte Brauch, durch die Haube Verheiratete von den Ledigen zu unterscheiden. Allerdings liessen die letztern auch jetzt noch ihre Zöpfe unter der Begine heraus hängen. Die Beginekappe kam derart in Aufschwung, dass sie vom Schulmädchenalter an bei allen Altersstufen tagtäglich bis ca. 1860 anzutreffen war. Als Patengabe zur Konfirmation schenkten Götti und Gotte meistens Kleidungsstücke, z. B. Beginen, Ribeli- oder Wiflingjüppen oder Göllerketten. In Schleitheim seien die Mädchen anno 1853 zum letztenmal in „Begine“ konfirmiert worden. Bis ca. 1860—70 trugen sie mehr und mehr nur noch die alten Frauen.

Man versicherte mir in verschiedenen Dörfern, dass man zu Grossmutters Zeit, also offenbar länger als über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus, nicht nur die Mädchen, sondern auch die Knaben bis zum 6. oder 7. Jahre, bis sie zur Schule mussten, im „Brütschrock“ umher laufen liess. „Brütsche“ war ein Gestaltrock, d. h. ein Kleidungsstück, bei dem Mieder und Rock ein Stück bilden, und zwar war das Mieder hinten geschlossen. Die folgenden Generationen beachteten auch die weissen Leinengöller nicht mehr als Erkennungszeichen der Verheirateten. Ob ledig oder verheiratet, alle bedienten sich nun der dunklen Sammet-, Seide- oder Baumwollgöller. Die Haken zum schliessen wurden fortan statt vorn unter dem Kinn auf der einen Achsel angebracht, damit das hinten und vorn wagrecht aufgesetzte, dunkelfarben gemusterte Sammetband nicht zerschnitten werden musste (Schnittmuster-Tafel).

Bevor ich weitergehe, möchte ich auch die kurze Beschreibung von Ed. Im-Thurn 1840[1]) über die Frauentracht folgen lassen, um zu zeigen, wie dürftig und stiefväterlich und in

[1]) Gemälde der Schweiz 1840. 12. Heft, S. 47—48.

Folge davon ungenau die Aufzeichnungen ehemals gemacht wurden. Er schreibt: „In der Randengegend trugen die Weiber eine runde schwarze Müze mit fast 6 Zoll breiten Spizen, eine schwarz-zwillichene Jake, welche vorn offen war und ein rotes Mieder, mit grünen Schnüren eingefasst. Der Rok war schwarz kurz und eng gefaltet (Jüpe), die Strümpfe von roter Wolle, die Schuhe mit 3 Zoll hohen Absäzen versehen. Diese Tracht, welche in Merishausen, Bargen und und Hemmental herrschte, ist bald ganz verschwunden. . . .

„Das weibliche Geschlecht (im Klettgau) kleidet sich noch immer nach alter Art. Diese erfordert einen kurzen, kaum über die Knie herunterhängenden, eng gefalteten Rok von schwarzer, dunkelblauer oder dunkelgrüner fester Leinwand, an dessen unterem Saume auf der hinteren Seite zwei blaue und rothe Fleken Tuch aufgenähet sind. Mit diesem Roke ist eine kurze Jake ohne Ärmel und Bruststük verbunden. Die Hemdärmel sind sehr weit und nur im Winter wird eine schwarze Leinwandjake darüber angezogen; vom Ellbogen an ist der Arm gewöhnlich nakt, den Hals und oberen Teil der Brust dekt ein sog. Halsmantel von geblümtem Baumwollenzeug; von den Schultern bis gegen den Gürtel hängen nicht selten silberne Kettchen herab. Auf dem Kopfe ist eine kleine, nach rükwärts und aufwärts spiz zulaufende Haube, aus welcher bei Unverheiratheten zwei lange, mit langen schwarzseidenen Bändern durchflochtene Haarflechten über den Rüken herabhängen. Über diese Haube wird bei der Arbeit und bei schlechtem Wetter ein grosses dreiekiges, rothes Baumwollentuch gehängt. Die Strümpfe waren früher roth, jezt sind sie meist dunkelblau und auch weiss."

Im-Thurn hatte offenbar nur die Alltagstracht gesehen, sonst hätte er doch unbedingt des auffallenden Brautschappels und des prächtigen Silbergürtels Erwähnung getan. Welche Bewandtnis die Flecken im Saum des Rockes hatten, haben wir gezeigt. Die kurze Jacke ohne Ärmel und Bruststück, wie Im-Thurn schreibt, war selbstverständlich das Mieder, vom Brusttuch wird nichts gesagt. Doch erhalten wir durch die wenigen Angaben immerhin den Beweis, dass mit der alten „Plegijüppe" zusammen die spitzlaufende „Beginekappe" getragen wurde. Die weissen Göller scheinen damals schon vollständig abgegangen zu sein, da sie nicht erwähnt werden. Aus der Beschreibung von 1840 geht auch

hervor, dass Reinhard anno 1790 die Jüppen nicht zu kurz gezeichnet, wie vielfach angenommen wird.

Weil der Geschichtsforscher zufällig nur weiter hinten im Tal eine „Spitzkappe" angetroffen, die er als runde Mütze beschreibt, so wähnte er, dass dort eine andere Tracht gebräuchlich gewesen sei. Nach Im-Thurn waren also am Randen hinten noch rote Mieder, ein Überbleibsel vom Ende des 17. Jahrhunderts, in Gebrauch gewesen.

Ich muss darauf hinweisen, dass von den flutartig, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschienenen schweizerischen Trachtenbildern, die wenigsten für die Trachtenkunde in Betracht kommen können, auch wenn dabei gedruckt steht: dessiné d'après nature, wie z. B. in dem Büchlein „Costumes suisses" von F. Meyer 1836. Dort ist die Klettgauerin in einem engen, kurzen, blauen Röcklein gezeichnet, das unten herum eine Art Rüsche oder Volant aufgesetzt hat. Der Brustlatz ist von gelber Farbe. Auf den gewellten Haaren sitzt ein rotes „Biremässli". Im Text heisst es dagegen die Kopfbedeckung bestände aus schwarzer Seide. Der Klettgauer ist in der Chilchejüppe aber ohne Weste abgebildet. Der Text sagt, hie und da trage der Bauer eine rote Weste mit gelben Knöpfen, aber es sei selten, denn man würde sonst seine schönen Hosenträger nicht bewundern können. Selbstverständlich wurde aber die Chilchejüppe nie als Arbeitskleid angezogen. Die rote Weste gehörte unerlässlich zu ihr. Weil der Klettgauer die Hosenträger stets über der Weste trug, so entbehrt der Text der Richtigkeit. Derartig bunte Hosenträger, wie sie das Bild Meyers vorweist, sind mir nie vorgekommen. Die Trachtenbilder und Büchlein fanden damals sehr viel Beifall, weshalb sie, man möchte sagen, fabrikmässig sowohl in der Schweiz als auch in Paris und London hergestellt wurden. Einer zeichnete die Bilder, ein anderer malte sie und ein dritter schrieb einen Text dazu. Kennern der Reinhardgemälde Sammlung, jetzt im Historischen Museum Bern, ist es ein leichtes, diese als Vorlagen zu den meisten späteren Trachtenbildern nachzuweisen.

Die schon erwähnte grosse Hochzeit in Schleitheim habe 1841 den Anstoss zu Neuerungen für die Kleider gegeben, sagten mir die alten Leute. Immer mehr wurden nun für die Hochzeit-Jüppen beim Krämer halb- und ganzwollene Stoffe gekauft. Da diese besser zu verarbeiten waren, als die harte

selbstgearbeitete Leinwand, so konnte man statt des Schneiders die Näherin auf die „Stör“ nehmen.

Hier ein Beispiel, wie zähe bei allen Neuerungen die Bauernsame am Alten hängt. Wohl wechselte hier der Stoff und die Farbe, aber die Form und die Art der Herstellung bleibt unverändert. Der zweifingerbreite Zwischensatz, der die Vermittlung zwischen Rock und Mieder herstellt, war des weichen Stoffes halber überflüssig geworden. Die „Plegi“ bestand jetzt aus feinem Tuch und hatte die „Endi“ verloren, aber die Fältelung des Rockes war noch beibehalten worden. Für sie kam nur glattes Gewebe in Betracht. Für das Mieder verarbeitete man gemusterten Stoff oder schwarzen „geblümleten“ Sammet. An Stelle der roten Brusttücher waren schwarze sammtene getreten, und statt der breiten, bunten Nestel, wurde die Schnürung mit schmalen schwarzen oder fein geblümten Bändern ausgeführt.

Die grüne Leinwand oder der „Wifling“ blieb bis ca. 1880 für die Werktagskleider in Verwendung. In breiten Falten wurde jetzt der „Lauf“ an das Mieder angesetzt, das ebenfalls von grüner Farbe, aber von gemustertem Stoff überzogen war. Die Vorderteile und den Hals begrenzten schwarze Sammetstreifen, auch der „Lauf“ hatte einen ca. 3 cm breiten schwarzen Sammetsaum erhalten. Die Haften an dieser Arbeitskleidung bestanden in kleinen Knöpfen aus Eisen oder „Mösch“ (Messing). Den letzten Rest der alten Klettgauertracht, das „Kratzen“ oder Fälteln der Hochzeits-Jüppen vertrieb die Krinoline, sie hatte auch die Bäuerinnen in Entzücken versetzt und hatte bei ihnen Aufnahme gefunden. Die nun glatten Röcke wurden mit ein oder mehreren Streifen schwarzer Sammtbändchen garniert. Merino, Orlean und Lastin waren jetzt die gebräuchlichsten Kleiderstoffe. Zur Hochzeit wurden schwarzseidene Schürzen angefertigt. Die Sonntagsschürzen waren kleiner geworden; alle Farben kamen zur Verwendung, sei es Seide oder Wollenstoff, als Garnitur ebenfalls Sammtbändchen, schwarze Guimpen oder schwarze Spitzchen aufgesetzt. Brusttuch und Nestel sah man nie mehr anders als in schwarzen Farben, umso besser hoben sich die Göllerketten, das „Silbergeröll“, davon ab.

Vergleichen wir die Tracht vom Anfang und vom Ende des 19. Jahrhunderts, so wird die allgemeine Ansicht, die Trachten hätten sich unverändert von einer Generation zur

andern erhalten, einen starken Stoss bekommen. Obwohl auch die jetzige durchaus typisch für das Klettgau ist, so hat sie mit Ausnahme der Anordnung der Silberketten und der Miederform nichts mehr mit der ältern gemein. Auch werden jetzt Rock und Mieder als zwei getrennte Kleidungsstücke behandelt.

Vielfach gelangen als Haften des Mieders die ziemlich grossen silbernen der Bernertracht in Anwendung.

Seit 1860 liessen die Mädchen von Schleitheim-Bargen den Halsmantel wegfallen, zogen das Brusttuch etwas höher, und setzten eine bis handbreite Garnitur, weisse und schwarze Spitzen und Perlenguimpen (Tafel 15), am obern Rande auf; gegen den Hals einen weissen Rüschenabschluss. Auch das Mieder erhielt ein weisses Rüschli im Halsausschnitt. In Hallau und den andern Dörfern dagegen häkeln noch heute die Mädchen ihre seitwärts geschlossenen Göller aus schwarzer Seide und nähen ebenfalls eine weisse Rüsche in den Halsausschnitt. (Tafel 17.) Im übrigen sind beide Trachten übereinstimmend.

Der persönliche Geschmack durfte sich seit der Zeit von 1860 kleine Zutaten erlauben: ein Sammtbändchen oder ein Kettlein mit Medaillon um den Hals, eine Brosche oder eine Bandschleife auf dem Brusttuch, sowie eine Uhrenkette. Die schwarzen Sammet- oder Bandgürtel mit Perlmutter- oder Stahlschnallen, die eine Zeit lang getragen wurden, sind heute nicht mehr in Kurs. Ehemals hatten die Mädchen in Neunkirch ihren Ruf und ihren Stolz darauf gegründet, an ihren Hemdärmeln die meisten feinen Fältchen plätten zu können. Eine Eigentümlichkeit der Klettgauertracht ist es, dass an ihren Hemdärmeln heute noch ein „Brisli“ sitzt, das keinen Zweck hat, denn die Ärmel sind, seit sie gestärkt werden, zu kurz, um am Handgelenk, und zu lang, um am Ellbogengelenk zu schliessen. Das „Brisli“ kann nie geschlossen werden, und wird deshalb ein wenig einwärts gerollt. (Tafel 10, 15.)

Während sich die Kleidung noch immer typisch klettgauerisch erhalten hatte, ging die Frisur und die Kopfbedeckung seit Abgang der „Begine“ jeglicher Eigenart verlustig. Man folgte in langsamem Tempo der städtischen Mode. Von 1870—1880 trugen die Frauen Spitzenhauben, welche mehr am Hinterkopfe sassen; dann folgten Capoten, die sich oben auf dem Kopfe aufbauten. Auch hier ist man geneigt, solche heute als Bauerntracht zu bezeichnen,

denn da und dort sind noch welche in Gebrauch. Ebenso verhält es sich mit den Mädchen-Hüten. Seit dem Verlassen der „Begine“ trugen sie die sog. Bergèren, Strohhüte mit niedrigem Kopfe und mässig breitem, über Gesicht und Nacken leicht abwärts geneigtem Rande. Als Garnitur ein schwarzes Sammetband um den Kopf des Hutes, dessen Enden etwa 60 cm lang hinten herunter hingen. Oben sass bei einer kleinen Schleife ein Blumensträusschen. Auch diese Hüte beliebt man dieser oder jener Tracht als typisch zuzuschreiben. Nachdem die Bergère etwa 20 Jahre lang in Mode gewesen, folgten in stets kürzeren Abständen die jeweiligen Modehüte.

Wenn nicht gerade eine Festlichkeit im Lande ist, so trifft man heute an Sonntagen im Klettgau nur ausnahmsweise eine Trachtenträgerin an. Durchwandern wir aber im Sommer an einem Wochentag den Klettgau, so gewahren wir in Reben und Feldern die ältern arbeitenden Frauen noch in Trachten. Sie tragen mit Vorliebe die alten Jüppen aus, weil es gar so angenehm sei, an heissen Tagen „barärmlig“ arbeiten zu können. Die ganze weibliche Bevölkerung schützt den Kopf durch weisse, in Dreizipfel zusammengelegte Tücher, unter dem Kinn gebunden. In der Mitte des 19. Jahrhunderts bestanden die Tücher, wie auch Im-Thurn bemerkte, aus roter Baumwolle, d. h. den blauen Grund durchzogen dunkelrote Randstreifen. Die „Ledigen“ hatten immer nur weisse, sog. „Kopflümpe“, „Gsunketlümpe“ (Tücher zur Erhaltung der Gesundheit), Fazenetli oder Stuchen getragen. Der uralte Name „Stuche“ wurde mir noch 1897 in Hallau und Schleitheim genannt, jetzt ist er völlig vergessen, man kann noch sagen hören „stuchebläääch“, damit ist schneeweiss gemeint; was aber eine Stuche war, ahnt dort kein Mensch mehr. „Gsunket“ oder „Zunkertlumpe“ kennt man jetzt nur noch in der Gegend von Thaingen.

Einige der allerältesten Mütterchen können wir heute noch in dunkelroten Tüchern antreffen. Nicht die Altersstufen, wie Pletscher[1]) sagt, sondern den Rang der weiblichen Bevölkerung konnte man ehemals den Kopftüchern ablesen.

Als ich kürzlich in Hallau war, bemerkte ich, wie in das Tuch ein Draht eingeschoben wird, damit dasselbe schirmartig vor das Gesicht vorgezogen werden kann. Das ist aber, wie mir mitgeteilt wurde, die vereinzelte Erfindung einer „Uswärtigen“.

[1]) Schriften des Vereins f. Geschichte des Bodensees 1908. Heft 37.

An Werktagen ist im Klettgau nicht ein einziger Hut bemerkbar, während in andern Kantonen zur Feldarbeit solche benützt werden. Als Beispiel nenne ich den Hasliberg im Kanton Bern, wo neben neuern Hüten auch die noch vorhandenen alten, eigenartigen Hasliberger Trachtenhüte aufgesetzt werden. Ebenso habe ich in der Nähe von Bern „Bergèren" aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts an arbeitenden Frauen auf den Feldern gesehen. Wahrscheinlich sind die enganliegenden Kopftücher bei der vorherrschenden Rebarbeit der Klettgauerinnen besser angebracht als Hüte, weil sich die Frauen sehr viel zwischen die eng nebeneinander stehenden Rebstöcke hinunterbücken müssen.

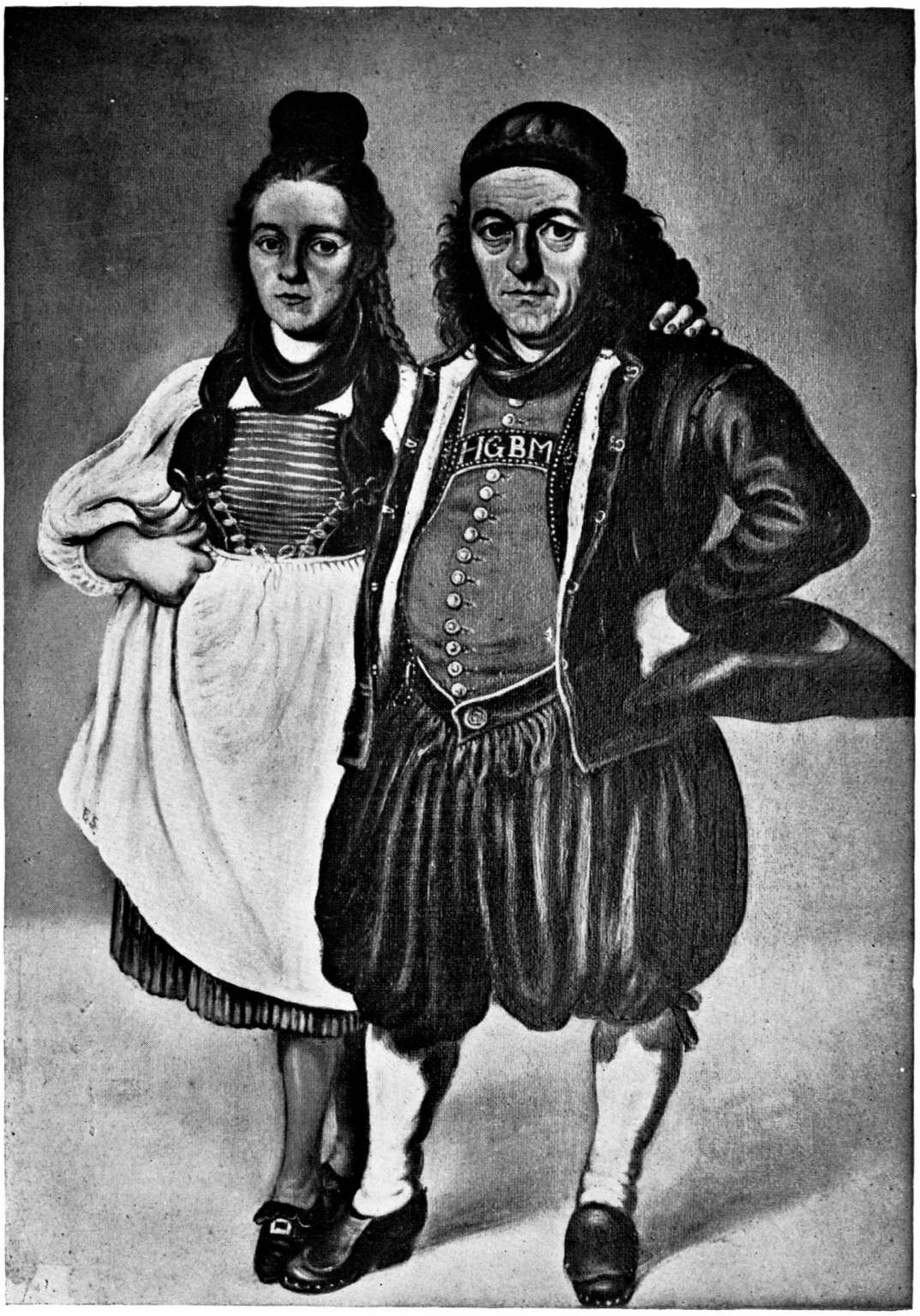
In alter Zeit, um 1780 waren einst auch Strohhüte getragen worden; siehe Tafel 3, auf welcher die kleine Schösslianbinderin Barbara Schade (Schaad) von Unter-Hallau mit Halmen ausgerüstet vor uns steht. Auch die Hacke ihres Begleiters deutet darauf hin, dass die beiden zum Rebwerk auszogen. Wir bemerken, dass beide Hüte des Reinhard-Bildes (Tafel 3) holperig, uneben, dick aussehen, was von der damaligen beliebten Art des Strohflechtens im Kt. Freiburg und Aargau, dem Zäcklistroh herrührt.

Im Klettgau wächst ein bekannt guter Wein. Es besteht die löbliche Sitte, den vorherrschenden Rebbau seiner Ergiebigkeit halber aufs pünktlichste durch die eigenen Angehörigen zu besorgen und so wenig als möglich fremden Händen zu überlassen. Schon den Kindern wird die gewissenhafte Pflege des Weinstockes angelernt. Die erwachsenen Mädchen gehen des guten Verdienstes wegen den Sommer über und oft auch im Winter in die grossen Hotels der Schweiz und des Auslandes als gern beschäftigte Angestellte. Doch kehren sie fast regelmässig im Frühling und Herbst als Hülfe der Ihrigen nach Hause zurück. In dieser Zeit sind sie auch fleissige Sängerinnen. Da geschah einmal bei den Vorbereitungen zu einem Sängerfest die Wahrnehmung, dass nur noch wenige in der Tracht zum Feste erscheinen konnten. Die Töchterchöre vereinbarten nun, dass fortan jedes Mitglied seine eigene Tracht besitzen solle. So kommt es, dass im 20. Jahrhundert im Klettgau wieder mehr Trachten vorhanden sind, als vor einem Jahrzehnt. Lobend sei erwähnt, dass den Mädchen Prunksucht ferneliegt; denn inbezug auf Form, Farbe und Schmuck wurden keine Veränderungen vorgenommen. Den

Bestrebungen, die Tracht noch so lange als möglich zu erhalten, sollte von Seite des Heimatschutzes etwelche Ermunterung zu teil werden. Diese könnte die Mädchen leicht veranlassen, ihre Tracht zu heben, indem sie statt den wechselnden Modehüten wieder eine einheitliche Bergère aufnehmen würden, wie anno 1870—90, die nebenbei gesagt, anerkanntermeise jedes gut kleidet. Es ist erfreulich zu beobachten, dass die Mädchen in der Fremde nicht der Sucht verfallen, womöglich die neuesten Moden mitzubringen, sondern freudig und gern zu Hause die Gelegenheit ergreifen, ihre heimische Tracht zu tragen. Sie gehen darin aber nicht gerne über die Kantonsgrenze hinaus, weil man sie „anstaune", wie sie sich ausdrücken. Damit stellen sie sich selber das beste Zeugnis aus. Nicht um Aufsehen zu erregen, tragen sie ihre Tracht, sondern aus Liebe zur Heimat, aus Ehrfurcht und Anhänglichkeit für ihre Vorfahren.

Die Tracht ist nun freilich nicht mehr Gemeingut aller Frauen im Klettgau; sie wird nicht mehr zu kirchlichen Festen, Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen angezogen. Heute sind es die weltlichen Anlässe, denen die Tracht einen heimatlichen Stempel aufdrückt: Historische Erinnerungstage, Sänger-, Turn-, Schützenfeste. Die Tracht ist ein aussergewöhnliches Kleid geworden. Es gibt keine Frauen mehr im Kanton Schaffhausen, welche ausschliesslich Trachtenkleider besässen. Deshalb ist heute die Klettgauertracht keine Volkstracht mehr, sondern eine Festtracht!

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3



J. Georg Baumann, Richter und Barbara Surbek von Oberhallau (in Trauer)

Gemälde von Joseph Reinhardt um 1790 im Hist. Museum Bern

Tafel II

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

J. J. Ochsner und Marg. Surbek aus Oberhallau
(Winter- und Festtracht)
Gemälde von Joseph Reinhardt, 1790 im Hist. Museum Bern

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

Georg Pfund und Barbara Schade von Unterhallau

Gemälde von Joseph Reinhardt um 1790 im Hist. Museum Bern

Klettgauische Familie beim Mittagsmahl nach dem sonntäglichen Kirchenbesuch

Gemälde von Joseph Reinhardt um 1790 im Hist. Museum Bern

Tafel V

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

Jakob Auer und Elisabeth Auer in Oberhallau

Gemälde von Joseph Reinhardt um 1790 im Hist. Museum in Bern

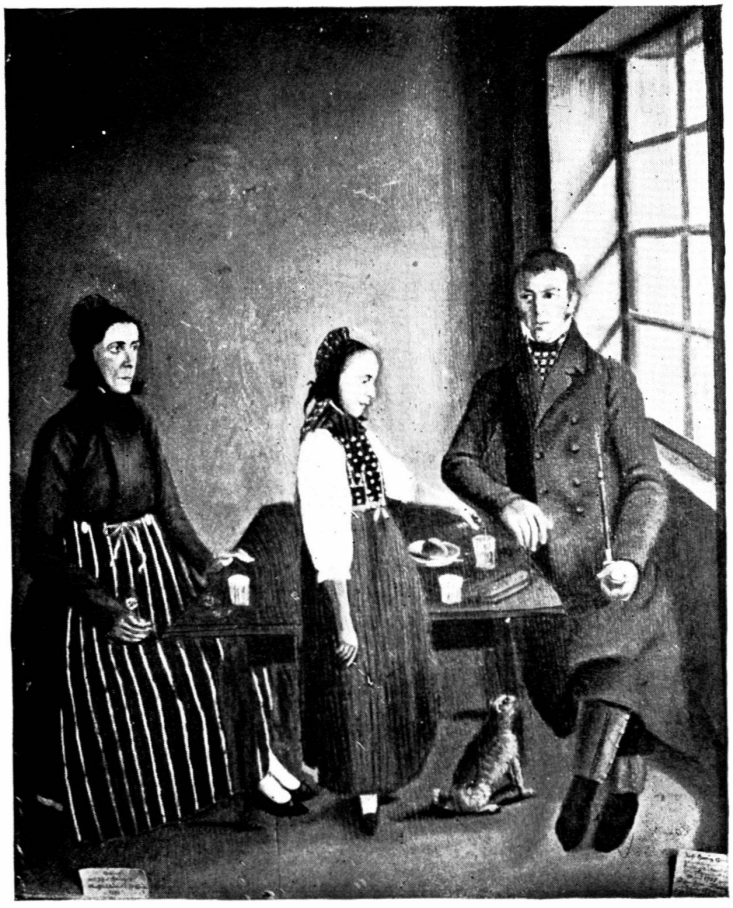
Tafel VI

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

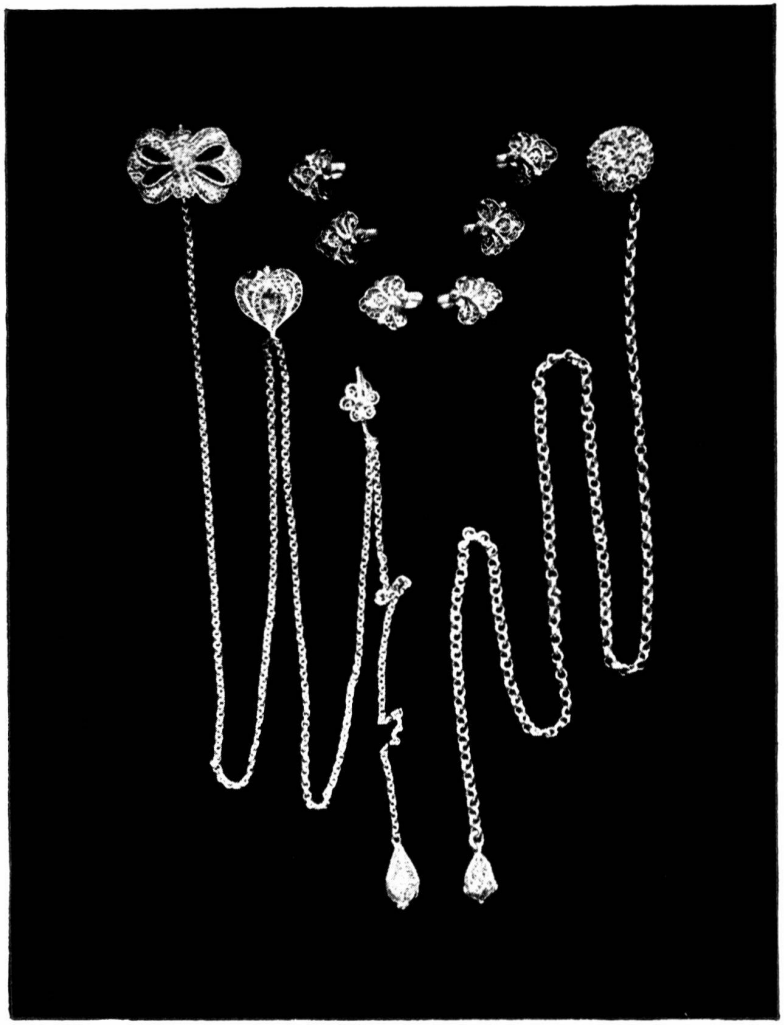
Bauerntrachten aus dem Kt. Schaffhausen

Originaltrachten in der Sammlung Hallau und im Schweiz. Landesmuseum

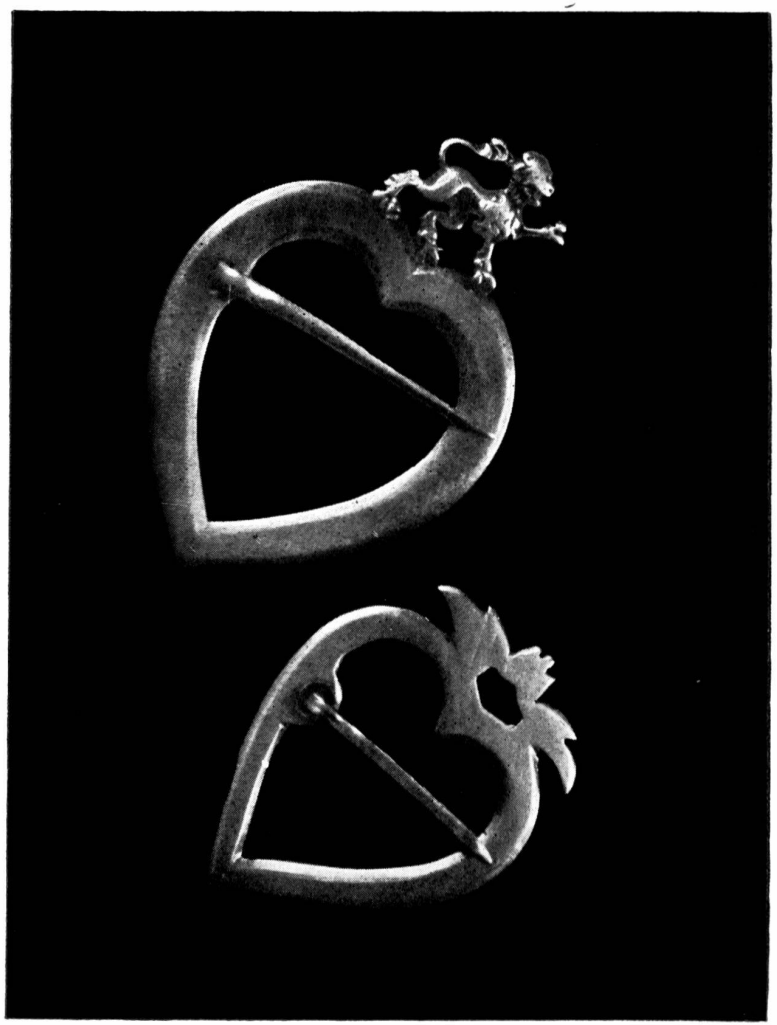
Frau Ratsherrin Grieshaberin aus Unterhallau
gezeichnet von Ludwig Vogel 1819, Skizze im Kunsthaus in Zürich



Staatsmann Joh. Georg Grieshaber, Bäcker, geb. 1780 † 1837
Hauptteilnehmer an der Revolution 1819. Frau Marg. Grieshaber
geb. Brugger † 1842. Magd. Grieshaber, später Frau Bringolf, geb. 1804 † 1855
Gemälde in der Hist. Sammlung, Hallau



Silberne Göllerketten und Miederhaften
Filigranarbeit, Ende XVIII. bis Mitte XIX. Jahrh.



Silberne Männer-Halstuch-Schnallen
Ende XVIII. Jahrh.

(Orig. Schweiz. Landesmuseum)

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

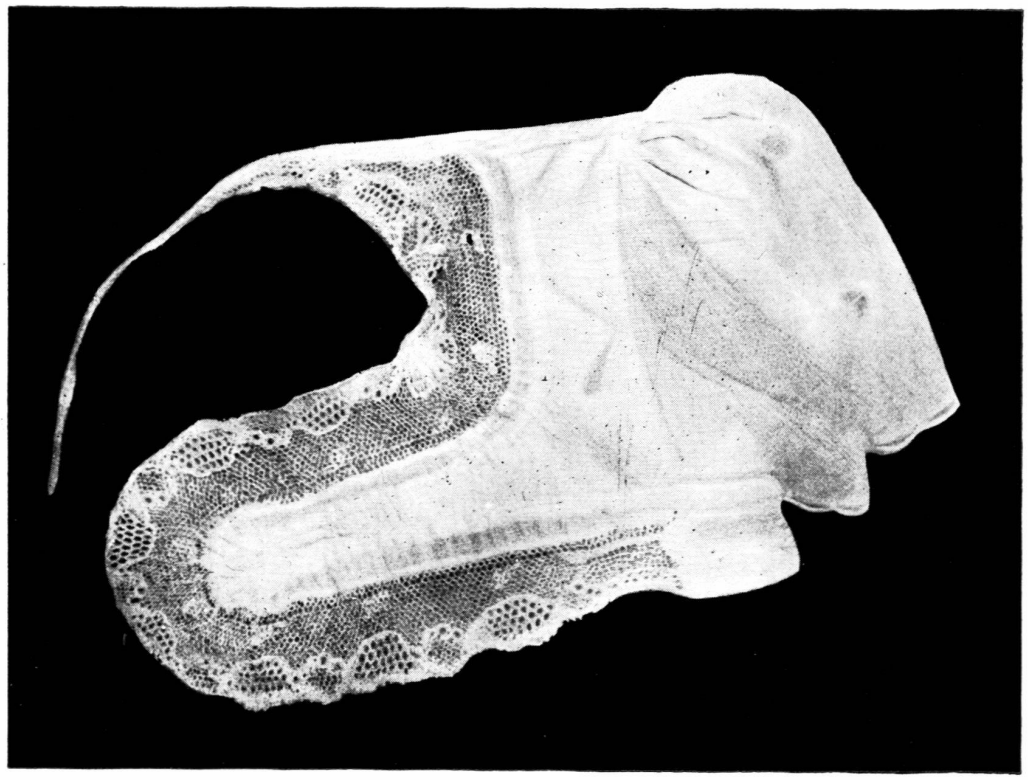
Frau Kath. Wanner geb. Stamm Ehefrau des Erbauers des sog. Käterlihaus in Schleitheim (Schnabelhaube)

gemalt von Melchior Eggmann, 1744

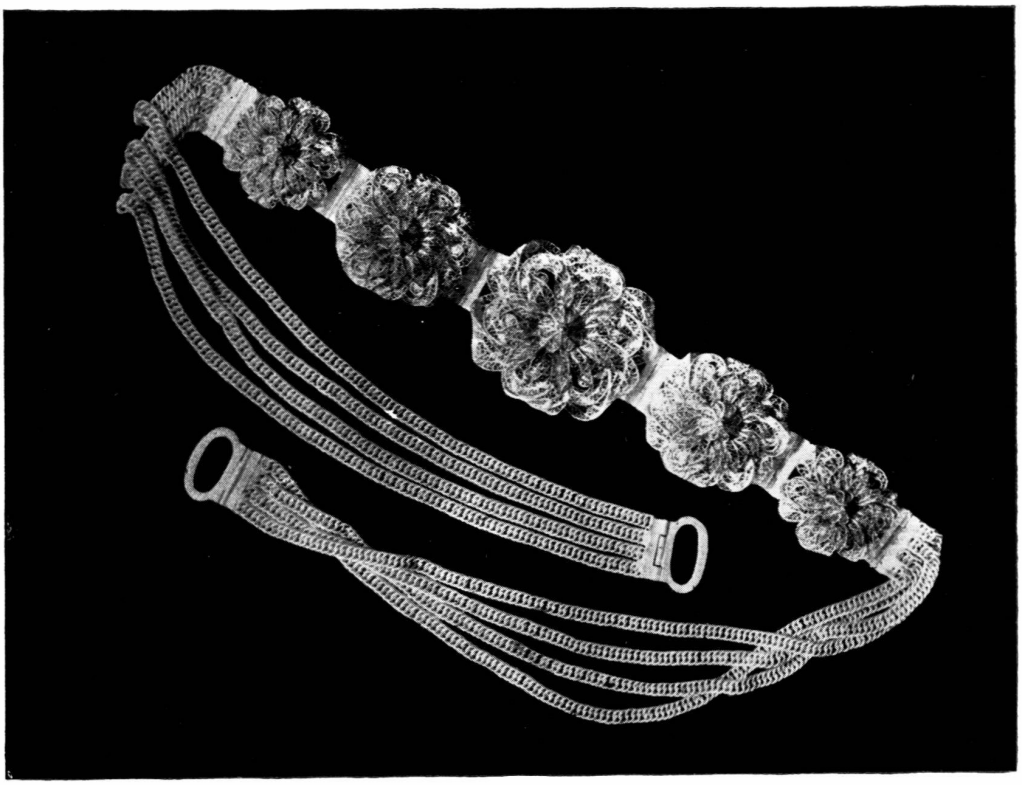
Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

Frau Anna Regli, Ehefrau des Ratsherrn J. J. Neukomm
geb. 1766, † 1840
(Schnabelhaube und Spitzhaube übereinander)
gemalt 1816, Porträt in der Hist. Sammlung Hallau

Hallauertracht von 1915



Frauen-„Schnabelhaube“ im Klettgau bis ca. 1826 Volkstracht
Histor. Sammlung Hallau



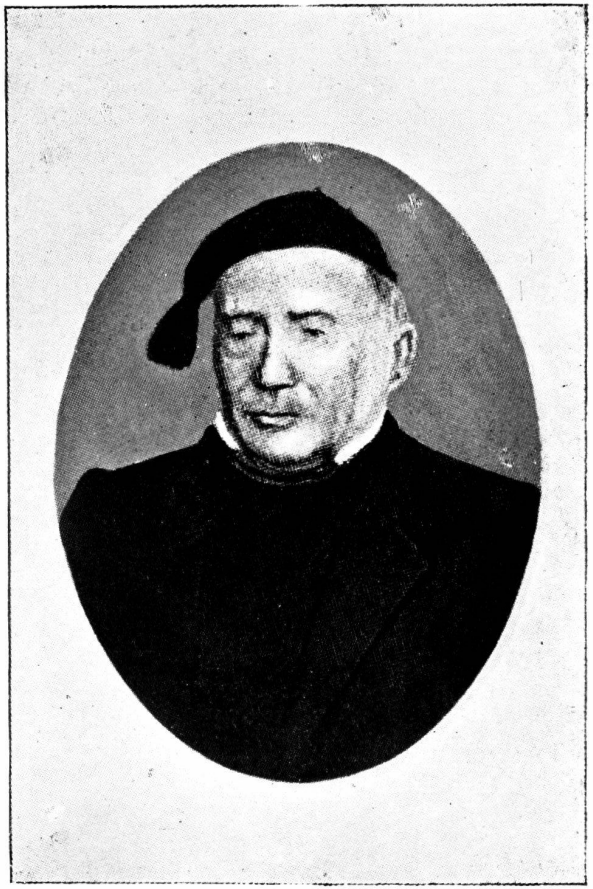
Silberner, teilweise vergoldeter Frauengürtel aus dem Klettgau bis ca. 1840 Volkstracht

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

Magdalena Enderli Braut, Zacharias und Magdal. Baumann
Gemälde von Joseph Reinhardt 1790 im Hist. Museum Bern
„Brautschappel“ und „Biremäsli“

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

Margaretha Wanner geb. Peyer
vermählt 1825 gest. 1865
in der „Schlutte“ und „Begine“



Hans Wanner genannt Kleinhans
geb. 12. Nov. 1797, † 17. Nov. 1870

(aus „Randen Gestalten“ von Anton Pletscher, Lehrer in Schleitheim 1905)

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

Klettgauische Kindertracht mit „Begine“ aus dem Anfang des XIX Jahrh.

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

Modentracht um 1880 im Klettgau

Festtracht der Mädchen des Bezirkes Schleitheim 1915

Armes Hochzeitspaar aus dem Klettgau um 1860

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

Töchterchor Hallau 1911

Tafel XVII

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

Aus schwarzer Seide gehäckelter Göller zur Klettgauer Tracht

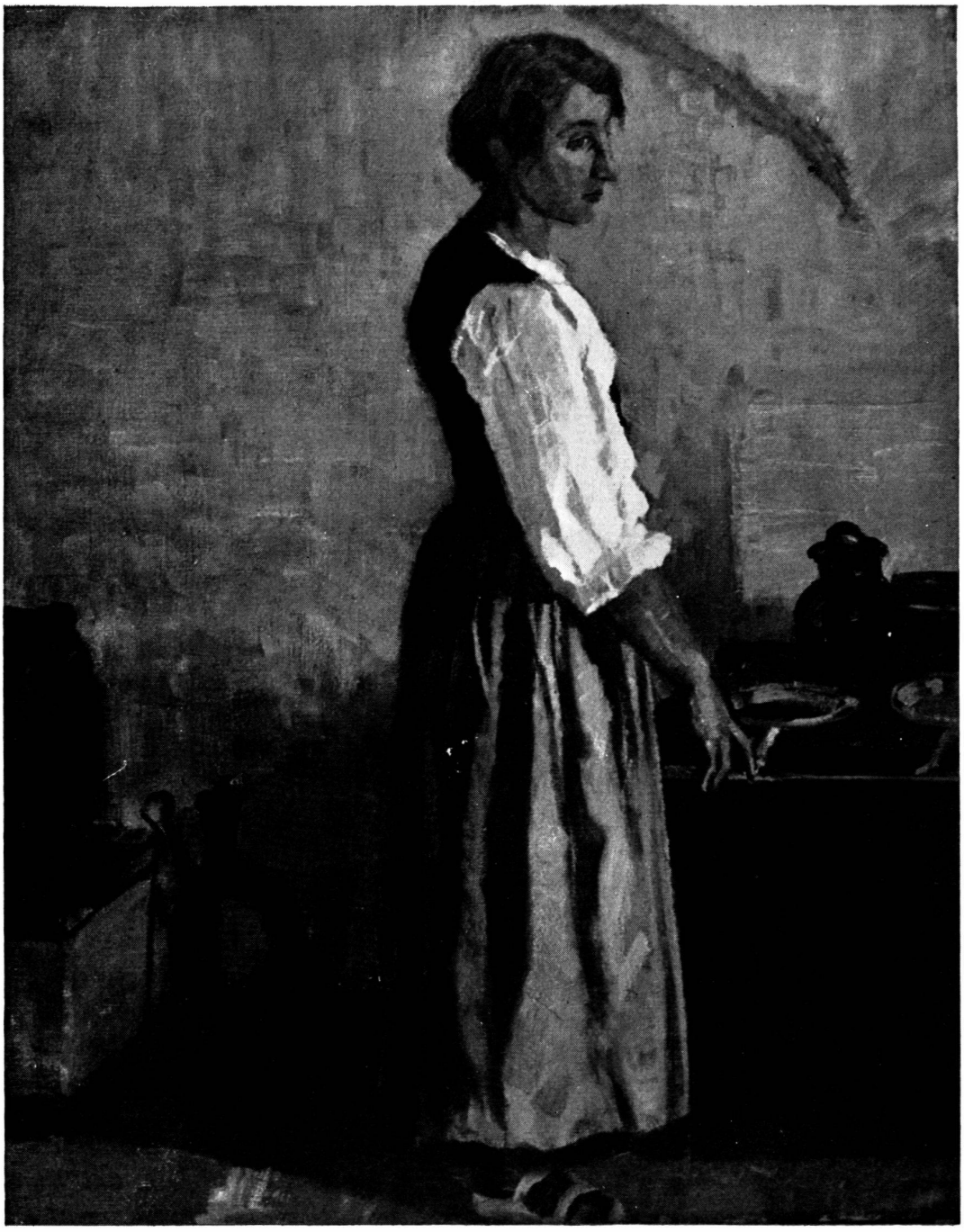
Schweizer. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3

Hallauer Ehepaar in der alten Hallauertracht

Phot. Link, Zürich, nach einem Original-Gemälde von August Schmid, Diessenhofen

Tafel XIX

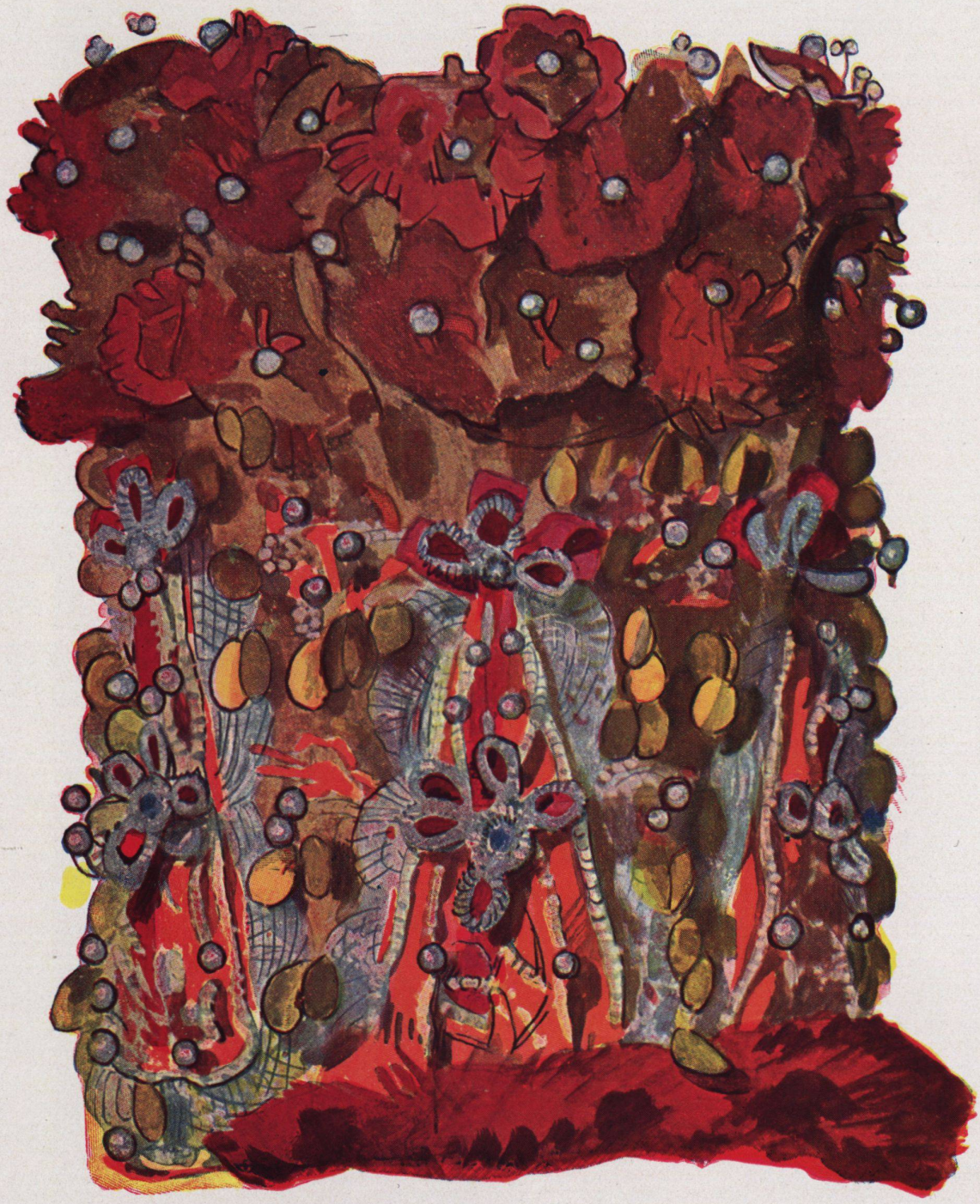
Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3



Klettgauer Alltagstracht

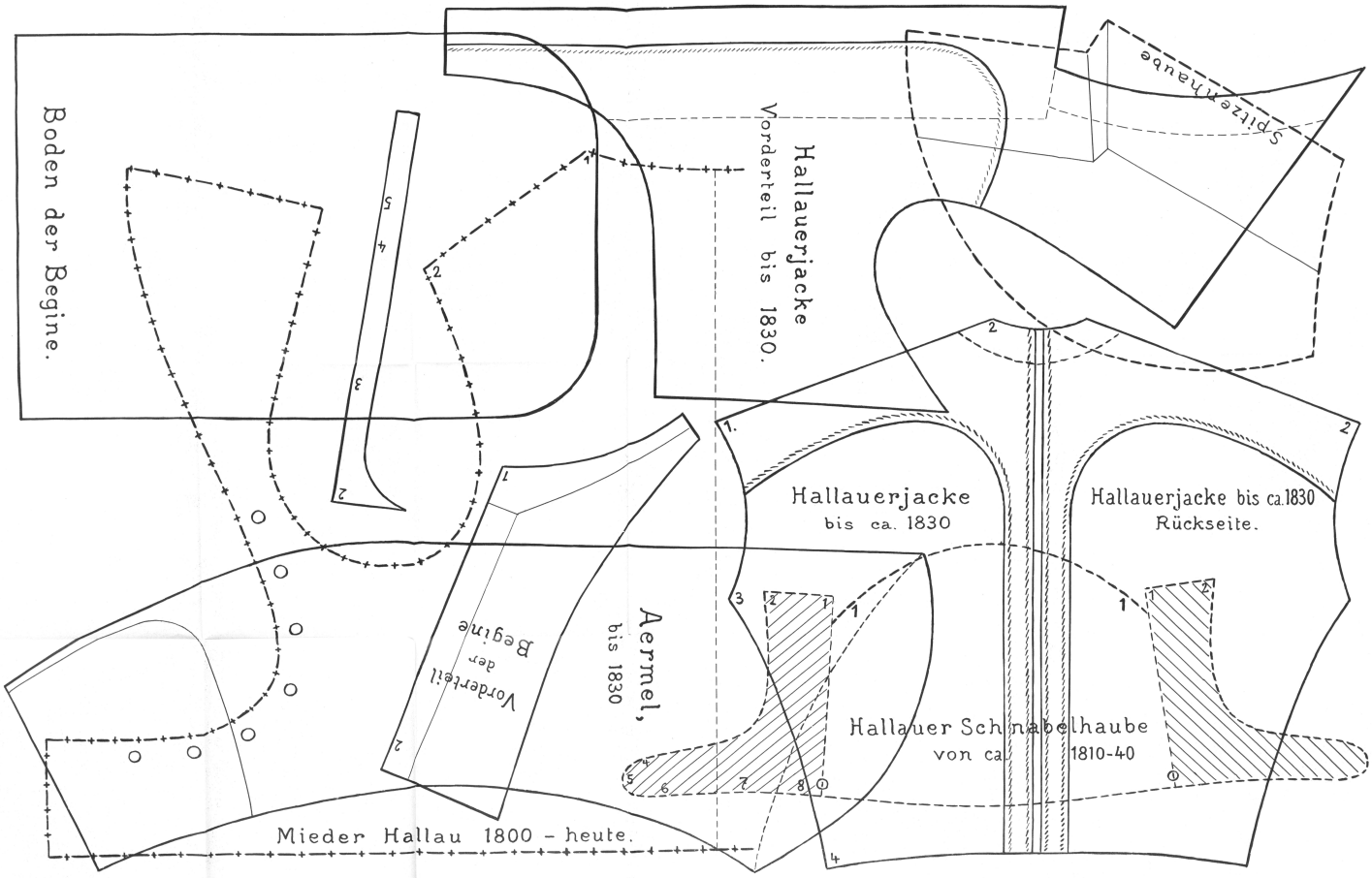
Phot. Link, Zürich, nach einem Original-Gemälde von August Schmid, Diessenhofen

Schweiz. Archiv für Volkskunde Bd. XIX (1915) Heft 3



Hallauer Brautschappel

Nach einem Aquarell von Fanny Brügger, Bevers


Boden der Begine.
Hallauerjacke
Vorderteil bis 1830.
Spitze Haube
Hallauerjacke
bis ca. 1830
Hallauerjacke bis ca. 1830
Rückseite.
Aermel,
bis 1830
Vorderteil
der
Begine
Hallauer Schnabelhaube
von ca. 1810-40
Mieder Hallau 1800 - heute.